

## Ethnographische Sagen der Chinesen.

Von

Berthold Laufer (Chicago).

Ursprünglich waren die Chinesen ein Bauernvolk des Binnenlandes, das mit dem Meere in keinerlei Verbindung stand. Erst in allmählicher Ausdehnung ihrer Macht nach Osten und Südost gewannen sie Fühlung mit den Küstengebieten, und gegen Ende des dritten vorchristlichen Jahrhunderts unter den Ts'in regte sich der Drang, unbekannte Lande im östlichen Ozean zu entdecken. Unter den Han nahm diese seewärts gerichtete Expansion eine ungeahnte Entwicklung, während sich gleichzeitig Zentralasien und Indien den Chinesen zu erschließen begannen und ihr reger Handelsgeist sie mit den Ländern des hellenistischen Orients in Verbindung brachte. China nahm damals seinen Platz in der Welt ein und wuchs sich zu einem Weltreich in dem Sinne aus, daß alles zu jener Zeit bekannte Gute bereitwillig Aufnahme fand und fremde Kulturelemente die einheimischen Gedanken befruchteten und vertieften. Zu diesen charakteristischen Entlehnungen aus dem Westen gehören nicht in letzter Reihe die sagenhaften Motive der Wundervölker und der sich an diese anschließenden Wundermären. Die in der chinesischen Literatur über diesen Gegenstand handelnden Quellen haben schon vielfach den Scharfsinn der Sinologen in Anspruch genommen, ohne daß ein allgemein befriedigendes oder annehmbares Ergebnis erzielt worden wäre. Vor allem hat G. Schlegel (*Problèmes géographiques, Les peuples étrangers chez les historiens chinois*, Leiden 1892; zuerst in den Bänden III—VI des T'oung Pao) mit einem Aufwand großer Gelehrsamkeit, aber mit mangelnder Kritik sowohl in der Behandlung der Quellen als in ihrer Interpretation, eine Reihe

jener Wundervölker von geographischen und ethnographischen Gesichtspunkten behandelt und systematisch klassifiziert. Von dem Glauben erfüllt, daß die einschlägigen chinesischen Nachrichten aus der Anschauung und Beobachtung wirklicher Zustände hervorgegangen seien, versuchte er dieses angebliche Wirklichkeitsbild zu rekonstruieren und ein festes geographisches Schema zu zeichnen, in dem fast alle gegenwärtig lebenden Völker des nordöstlichen Asiens, wie die Ainu, Kamtschadalen, Korjaken und Tschuktschen, den alten Chinesen bekannt gewesen seien. Über den allgemeinen Mißerfolg dieses Versuches hat wohl niemals Meinungsverschiedenheit geherrscht. Einmal können die meisten Texte, auf denen sich Schlegels Anschauungen gründen, keine geschichtliche Glaubwürdigkeit beanspruchen, sondern gehören der taoistischen, zu einem geringeren Teile der buddhistischen Wunderliteratur an. Sodann ist es uns längst bekannt, daß die ethnographischen und kulturhistorischen Verhältnisse im nordöstlichen Stillen Ozean in alter Zeit weit von denen der Gegenwart verschieden waren, so daß wir die heutigen Zustände nicht in alte Berichte hineinlesen können. Was aber das Wichtigste ist, die Interpretation dieser Dinge ist ganz anderswo zu suchen als in der vergeblichen Bemühung, sie mit geographischen und ethnographischen Namen gleichzusetzen. Wer die chinesischen Berichte mit einiger Aufmerksamkeit und Kritik liest und wer mit dem Bilde der Wundervölker vertraut ist, wie es unter indischem Einfluß die griechischen Berichterstatter über Indien, Skylax, Hekataios, Ktesias und Megasthenes den Hellenen vermittelt haben, wird bald zu der Überzeugung gelangen, daß hier auffällige Übereinstimmungen vorwalten, die sich in einer Anzahl von Fällen auch als historische Zusammenhänge nachweisen lassen. Wie die Kunde der indo-hellenischen Wundervölker durch Vermittlung des Alexanderromans sowie des Plinius und seiner Nachfolger das gesamte Abendland durch das Mittelalter bis in den Beginn der Neuzeit mächtig angezogen und die Sagen der seefahrenden Araber beeinflußt hat, so hat sie auch auf die Phantasie der Chinesen eingewirkt. Die folgenden Ausführungen wollen nur als ein Programm gelten; sie sind der Auszug aus einer größeren, noch unveröffentlichten Abhandlung, in welcher das Thema auf breiter Grundlage dargestellt ist.

Um die Abhängigkeit ethnographischer Sagen der Chinesen von westlichen Vorstellungen zu erweisen, wird es am besten sein, von fest umschriebenen Tatsachen auszugehen. Als gewichtigstes Beweisstück bietet sich die Sage von den Pygmäen und ihrer Kämpfe mit den Kranichen dar (Ilias III 3; Hekataios, fr. 266; Herodot II 32; Ktesias § 11, p. 81b; Aristoteles, Hist. animalium VIII 12 = Aubert und Wimmer, Aristoteles Tierkunde, II, p. 151; Megasthenes bei Strabo XV 1 § 57; Plinius VII 2 § 26, X 30 § 58; vgl. W. Reese, Die griechischen Nachrichten über Indien p. 101f.; O. Keller, Antike Tierwelt II, p. 188). Tu Yu (735—812) erzählt in seinem zwischen den Jahren 766 und 801 verfaßten T'ung tien (T'ai p'ing yü lan, Kap. 796, p. 8) die folgende Version dieser Legende: „Die Zwerge leben im Süden von Ta Ts'in [der hellenistische Orient]; ihr Wuchs beträgt nur drei Fuß. Während sie der Bestellung ihrer Felder nachgehen, fürchten sie von den Kranichen verschlungen zu werden. Jedemal, wenn Ta Ts'in ihnen in ihrer Bedrängnis Beistand leistet, vergelten die Zwerge diesen Dienst durch eine Sendung wertvoller Waren<sup>1)</sup>.“ Tu Yu hatte einen Verwandten namens Tu Huan, der im Jahre 751 von den Arabern in der Schlacht bei Talas gefangen genommen wurde, dann Zentralasien und arabisches Gebiet bis zum Mittelmeer durchwanderte und endlich im Jahre 762 auf dem indischen Seewege nach Kanton in China zurückkehrte. Dort schrieb er ein Werk über seine Abenteuer, das leider verloren gegangen ist, von dem aber Fragmente im T'ung tien seines Verwandten Tu Yu aufbewahrt sind. Da wir in diesem Buche arabische Überlieferungen finden, die mit guten Gründen auf

<sup>1)</sup> Hirth (China and the Roman Orient p. 87; 202) zitiert diese Sage nach dem Wen hien t'ung k'ao des Ma Tuan-lin vom Jahre 1319, der jedoch in diesem Falle das ältere T'ung tien wörtlich ausgeschrieben hat. F. W. K. Müller (Z. f. Ethnologie 38, 1906, p. 750) bezieht sich ausschließlich auf die japanische Ausgabe von 1713 der chinesischen Enzyklopädie *San ts'ai t'u hui* vom Jahre 1607, ohne selbst Ma Tuan-lin's zu erwähnen. Dieser Passus samt der schwachen Illustration war übrigens lange vorher von F. de Mély (Le «de Monstris» chinois, Revue archéol. 1897, p. 353) veröffentlicht worden. Es bedeutet natürlich wenig, hellenische oder andere westliche Stoffe in der chinesischen Literatur nachzuweisen; die Hauptsache bleibt, dieselben auf ihre ältesten Quellen zurückzuführen und zu zeigen, wann und auf welchen Wegen sie nach China eingedrungen sind.

Rechnung der unfreiwilligen Reise des Tu Huan gesetzt werden (Chavannes, T'oung Pao 1904, p. 486), so dürfen wir wohl auch die Sage von den Pygmäen und Kranichen auf dieselbe Quelle zurückführen und annehmen, daß Tu Huan sie von den Arabern gehört hat. Daß die griechische Sage den letzteren geläufig war, ersehen wir aus Qazwinis Kosmographie (J. Ansbacher, Die Abschnitte über die Geister und wunderbaren Geschöpfe aus Qazwinis Kosmographie p. 31)<sup>1)</sup>. Nun ist es aber wahrscheinlich, daß schon vor Tu Yu dieselbe Sage aus anderer Quelle nach China gewandert ist; denn schon in den im Jahre 629 verfaßten Annalen der Liang hören wir von Zwergen des Landes Ta Ts'in (Hirth, China and the Roman Orient p. 48), und im Schên i king lesen wir folgendes: „Im Gebiete des Westlichen Meeres (*Si hai*, das Mittelmeer) liegt das Land der Kraniche (*hao kuo*), wo Männer und Frauen nur sieben Zoll hoch sind und nach dem natürlichen Sittengesetz leben. Sie halten gern Beratungen ab und knien nieder zum Zeichen des Grußes<sup>2)</sup>. Sie scheinen zu fliegen, wenn

<sup>1)</sup> Qazwinī erzählt noch eine andere Version der Sage, die nach ihm in Damir's Lexikon der Tiere zitiert wird (A. S. G. Jayakar, Ad-Damir's Hayāt al-Hayawān, Vol. II, pt. 1, p. 450). Danach wurde ein Mann von den Leuten von Rūmīyah (Rūm) bei einer Reise im Meere von Zanj durch Sturm auf eine Insel verschlagen und kam zu einer Stadt, deren Einwohner etwa eine Elle hoch und die meisten einäugig waren. Er wurde gefaßt und vor den König gebracht, der ihn in einen Käfig einsperren ließ. Eines Tages sah er sie Vorbereitungen zu einem Kampfe treffen und erkundigte sich nach der Ursache. „Wir haben einen Feind, der gewöhnlich zu dieser Zeit zu uns kommt,“ wurde ihm zur Antwort gegeben. Bald darauf wurden sie von einer Schar Störche angegriffen. Die Einäugigen unter ihnen hatten ihr Auge dadurch verloren, daß diese Vögel es ausgestochen hatten. Der Mann von Rūm machte einen heftigen Angriff auf sie mit einem Stock, worauf sie fortflohen und verschwanden, und wurde darob von den Zwergen hoch geehrt. M. Gaster (Folk-Lore 26, 1915, p. 202) hat jüngst eine ganz übereinstimmende Geschichte aus dem *Eschkol Kakofer* mitgeteilt, einem polemischen Werke, das ein in Konstantinopel lebender keraitischer Schriftsteller, namens Judah Hadasi, im Jahre 1148 verfaßte; auch hier landet ein gewaltiger Mann von Konstantinopel im Lande der Pygmäen und hilft ihnen, ihre geflügelten Feinde zu vertreiben. Gaster hält wohl mit Recht diese Erzählung für den Vorläufer oder gar die Quelle von Swifts Gulliver and the Lilliputians.

<sup>2)</sup> Nach Ktesias folgten die indischen Pygmäen indischen Gesetzen und waren Biedermänner.

sie gehen, und legen an einem Tage tausend Meilen (*li*) zurück. Sie sind alle gebildet und scheuen davor zurück, einander zu kränken. Die einzigen Geschöpfe, die sie fürchten, sind die Kraniche, die vom Meere her kommen. Diese Kraniche, die mit einem einzigen Fluge tausend Meilen machen, können sie verschlingen; doch die Leute, die drei Jahre alt sind, erliegen nicht ihrem Angriff.“ Das Schên i king gehört zu den schwer datierbaren Werken. Die Verknüpfung mit dem Namen des Tung-fang So (zweites Jahrhundert v. Chr.) ist nichts anderes als eine taoistische Legende; die Annahme, daß das Werk im vierten oder fünften Jahrhundert n. Chr. entstanden sei, ist wahrscheinlich, und das Alter unseres Textes wird durch seine Aufnahme in die im Jahre 983 vollendete Enzyklopädie T'ai p'ing yü lan (Kap. 797, p. 9) gewährleistet. Im dritten Jahrhundert berichtet Yü Huan in seinem Wei lio von einem Zwergenreich im Nordwesten von Sogdiana (*K'ang-kü*), wo Männer und Frauen drei Fuß hoch sind (Chavannes, T'oung Pao 1905, p. 561). Im Tung tien des Tu Yu, der diesen Text kopiert hat (T'ai p'ing yü lan, Kap. 796, p. 7b), ist der Zusatz enthalten, daß dieses Land kostbare Edelsteine sowie die in der Nacht leuchtenden und die mondhellen Perlen hervorbringe; bei dieser Vorstellung handelt es sich um eine den Chinesen aus dem hellenistischen Orient vermittelte Tradition, die Verfasser in seiner Abhandlung 'The Diamond, a Study in Chinese and Hellenistic Folk-lore' eingehend dargestellt hat. Yü Huan hat überdies den Chinesen das Bild der antiken Kentauren oder vielmehr Hippopoden zugeführt: „Greise unter den Wu-sun erzählen, daß sich das Land der Leute mit Pferdeschenkeln bei den nördlichen Ting-ling befinde; ihre Sprache gleiche dem Ruf wilder Gänse und Enten; oberhalb der Knie hätten sie einen menschlichen Körper und Kopf; unterhalb der Knie hätten sie Haarwuchs, Pferdeschenkel und Pferdehufe; sie stiegen nicht zu Pferde, sondern liefen schneller als ein Pferd; sie seien tapfere und kühne Leute im Kampf<sup>1)</sup>.“ Wenn sich nun diese nur aus dem Helle-

<sup>1)</sup> In Anbetracht der Tatsache, daß die Pygmäen, Amazonen, Hundsköpfe und andere Wundervölker von der chinesischen Sage in den östlichen Ozean versetzt werden, ist es interessant, daß in der Enzyklopädie San ts'ai t'u hui (1607), die einen Katalog der Wundervölker enthält, auch die Ting-ling bewohnenden Pferdefüßler im Meere angesiedelt werden. Man sieht an

nismus zu erklärende Vorstellung im Schan hai king befindet, worauf Chavannes hinweist, so ist es ohne weiteres klar (und dies wird durch viele andere Texte bestätigt), daß diese merkwürdige Kosmographie nicht das fabelhafte Altertum beanspruchen kann, das ihr chinesische Gelehrte und in ihrem Bann befangene europäische Sinologen zuschreiben; in der uns vorliegenden Textgestalt ist das Buch zur Han-Zeit redigiert worden und hat, was die Wundervölker betrifft, starke Einflüsse vom Hellenismus erfahren. Wenn die Chinesen und Sinologen an dem Versuch gescheitert sind, seinen Inhalt und sein Wesen zu deuten, so liegt dies daran, daß ihnen diese Zusammenhänge fremd geblieben sind: nach meiner Auffassung ist das Schan hai king nur aus dem Hellenismus zu erklären und geradezu als hellenistisches Produkt aufzufassen. In demselben Werke begegnen wir auch einer Andeutung betreffs eines Pygmäenlandes, das jenseits des östlichen Meeres in einer großen Einöde projiziert wird. Schlegel (T'oung Pao IV, 1893, p. 324) bemerkt, daß die chinesischen Annalen diese Zwerge des äußersten Nordostens nicht erwähnen; dies ist indessen ein Irrtum, denn im Nan shi (Kap. 79, p. 3b), das die Geschichte Chinas vom Jahre 420 bis 589 behandelt und das in der ersten Hälfte des siebenten Jahrhunderts von Li Yen-schou verfaßt worden ist, wird im Anschluß an einen Bericht über Japan unter dem Namen *Chu-žu*<sup>1)</sup> ein Land der Pygmäen erwähnt, die diesem Beispiel, wie hier die Legendenbildung nach einer Schablone arbeitet und Geographie und Ethnographie fabriziert. — Nach Solinus gab es ein Volk Hippopodes im Skythenlande; die Hereford-Karte gibt eine Abbildung mit der Bemerkung „equinos pedes habent“ und verlegt ihren Wohnsitz in die Nähe des kaspischen Meeres (vgl. L. E. Iselin, Der morgenländische Ursprung der Grallegende p. 127).

<sup>1)</sup> Eine allgemeine Bezeichnung für Zwerge (Legge, Chinese Classics V, p. 422; 424). Nach den Bambusannalen (d. h. auf Bambustafeln geschriebenen Annalen) soll ein Häuptling der Zwerge sich bereits dem mythischen Kaiser Yao unterworfen und im Wasser untersinkende Federn als Tribut dargebracht haben (Legge, Chinese Classics III, Prol. p. 112). Diese Federn sind an sich recht verdächtig. Die Bambusannalen, die im Jahre 299 v. Chr. in einem Grabe geborgen und im Jahre 281 n. Chr. ans Licht gezogen wurden, sind, wie Chavannes (Mémoires historiques de Se-ma Ts'ien V, p. 446—479) in einer ausführlichen Studie nachgewiesen hat, ein authentisches Werk, aber wie Chavannes selbst zugibt, ist die Möglichkeit späterer Umarbeitungen nicht ausgeschlossen. Die Pygmäen als Interpolation aufzufassen, liegt um so mehr Grund vor, als dasselbe Werk von zwei anderen Wundervölkern be-

vier Fuß lang sind. Schlegel hat diese Pygmäen mit den Koropokguru identifiziert, die in den Sagen der Ainu eine Rolle spielen, und aus der Kraft seiner Phantasie eine Pygmäenrasse geschaffen, die in unterirdischen Wohnungen gelebt und die Küsten des Japanischen Meeres vom Amur, die Inseln des Japanischen und Gelben Meeres sowie die Kurilen bis Kamtschatka bewohnt haben soll. Diese „Rasse“ hat natürlich nie existiert, wie Verfasser bereits (Zentralblatt für Anthropologie 1900, p. 321—330) gezeigt hat. Der vagen Anweisung der Pygmäen im nordöstlichen Meere kommt ebensowenig ein geographischer oder ethnographischer Wert zu als z. B. den Pygmäen, die Odoric von Pordenone an den Yang-tse verlegt (Yule, Cathay, neue Ausg., Vol. II, p. 207). Es handelt sich vielmehr um einen Nachhall hellenistischer Sage, denn nicht nur die Pygmäen, sondern auch die Amazonen und Hundemenschen sind mit jenen von den Chinesen in den nordöstlichen Ozean versetzt worden. Der Fall der Hundemenschen ist besonders schlagend.

Sieht man von einigen zusammenhanglosen Notizen bei Hesiod, Simmias von Rhodos und Aischylos sowie von Herodots (IV 191) etwas vagen nordafrikanischen *κυνόκεφαλοι* ab, so ist Ktesias in seinen Indica (§ 20, 22—23) der erste, dem wir eine ausführliche Beschreibung eines indischen Volksstammes unter dem Namen der Hundeköpfe verdanken, die Klauen wie Hunde haben, aber länger und runder, und noch größere Zähne. Männer und Frauen haben einen Schwanz über den Hüften wie ein Hund, aber größer und dicker, und begatten sich nach Art der Vierfüßler. Sie besitzen keine Sprache, sondern bellen wie Hunde und verständigen sich auf diese Weise. Im Verkehr mit den übrigen Indern verstehen sie diese zwar, sie selbst aber können nicht sprechen, sondern machen sich durch Gebell und Gebärdensprache ver-

richtet, den Menschen mit durchbohrter Brust und den Langbeinen (Legge, p. 109), von denen sonst erst zur Han-Zeit die Rede ist (A. Forke, Lun-hêng, pt. II, p. 263 und Chavannes, La sculpture à l'époque des Han p. 79). Der Name der von Forke erwähnten Tan-êrh, deren Ohrlappen bis auf die Schultern herabhängen, ist gewiß ein Nachhall der *Ἐνωτοκοῖται* des Ktesias und Megasthenes, der *Karṇaprāvaraṇa*, *Karṇika*, *Lambakarṇa*, *Mahākārṇa* usw. der Inder. Im San ts'ai t'u hui (1607) erscheint ein Volk der Langohre, die ihre bis auf den Gürtel herabhängenden Ohren auf dem Marsch mit den Händen festhalten.

ständig, wie Taubstumme; im Verkehr sind sie bieder. Dann folgt eine kurze Schilderung ihrer Kultur, die sehr wohl einem Wirklichkeitsbilde entspricht. J. Marquart hat in seinem hervorragenden Werke „Die Benin-Sammlung des Reichsmuseums für Völkerkunde in Leiden“ (p. CC—CCXIX) die gesamte antike Überlieferung von den Hundemenschen mit gewohntem historisch-kritischem Scharfsinn behandelt. Mit Recht weist Marquart auf den Einfluß des Alexanderromans auf die Ausgestaltung der Sage hin, besonders was das Motiv betrifft, daß nur die Knaben Hundemenschen, die Mädchen dagegen mulieres pulcherrimae magni sensus werden<sup>1)</sup>. Für unseren Zweck ist besonders die Stelle bei Adam von Bremen (Gesta Hammaburgensis ecclesiae pontificum 4, 19) von Bedeutung, der über das Frauenland (Terra Feminarum) auf der östlichen Seite der Ostsee berichtet: Cumque pervenerint ad partum, si quid masculini generis est, fiunt cynocephali, si quid feminini, speciosissimae mulieres. Ferner weist Marquart auf ein im Jahre 555 geschriebenes syrisches Verzeichnis süd- und nordkaukasischer Völker hin, in welchem jenseits der hunnischen Völker die Pygmäen und Hundsmenschen sowie die Amazonen aufgeführt werden, die sich mit den ungeschlachten Hrös paaren. Auf die Gedankenwelt unseres Mittelalters haben die der Antike entlehnten Wundervölker einen tiefen Eindruck gemacht, wozu vor allem der vor dem Jahre 1177 verfaßte Brief des Priesters Johannes an den byzantinischen Kaiser Emanuel (F. Zarncke, Der Priester Johannes I, p. 85—91) beitrug, in dem sie alle nach Indien verlegt werden; hier sind pigmei und cenocephali aneinander gerückt. So konnte sich auch Konrad von Megenberg (1309—1374) diesem Einfluß seiner Zeit nicht entziehen und nahm mehr seinen Freunden zu Gefallen, als weil er selbst Geschmack an diesen Fabeln gefunden hätte, ein Kapitel über die Wundermenschen in sein anmutiges Buch der Natur auf (F. Pfeiffer in seiner Ausgabe p. XXXIII).

Die früheste Nachricht über ein Frauenreich im nordöstlichen Ozean findet sich in den Annalen der Späteren Han (Hou Han schu, Kap. 115, p. 4b) als Anhang eines Berichts über das öst-

<sup>1)</sup> Der Kannibalismus der Hundsköpfe, wie ihn z. B. Qazwīnī hat (J. Ansbacher a. a. O. p. 31), ist auch auf den Alexanderroman zurückzuführen (A. Ausfeld, Der griechische Alexanderroman p. 82).

liche *Wo-tsu*, eines Stammes an der Ostküste Koreas: „Man erzählt ferner, daß sich im Meere ein Frauenland befindet, wo es nur Weiber, aber keine Männer gibt. In diesem Lande gibt es einen wunderbaren Brunnen: wenn die Frauen in diesen hineinschauen, so gebären sie alsbald Kinder.“ Es ist von großem Interesse, daß Ma Tuan-lin in seinem Bericht über Ta Ts'in (Hirth, *China and the Roman Orient* p. 84) von einem Amazonenreich im Westen spricht und anfügt, daß die Frauen dort unter dem Einfluß des Wassers Kinder gebären. Diese Tradition muß also wohl, wie auch Hirth (p. 200) folgerichtig annimmt, unmittelbar aus Ta Ts'in geflossen sein und in China bereits zur Han-Zeit bestanden haben, wie der analoge Text der Han-Annalen zeigt und es war bereits in der Han-Periode, daß unter dem Einfluß der taoistischen Wundermänner die hellenistischen Wundervölker in den nordöstlichen Ozean festgelegt wurden. Zum Teil, wie wir noch sehen werden, setzten diese Bestrebungen schon unter der vorausgehenden Ts'in-Dynastie im dritten Jahrhundert v. Chr. ein. In der von Klaproth (*Aperçu général des trois royaumes* p. 149) nach der chinesischen Reichsgeographie übersetzten Beschreibung Koreas wird jene Sage einem Greise von Wo-tsu in den Mund gelegt, der noch hinzusetzt, daß diese auf einer Insel im Meere der Wo-tsu lebenden Frauen nur mit einem Gewande aus Zeug bekleidet die See durchschwimmen, daß sie in ihren körperlichen Eigenschaften Chinesinnen gleichen und daß die Ärmel ihrer Kleider drei Klafter lang seien. Im *Ling wai tai ta* des Chou K'ü-fei vom Jahre 1178 wird eine Amazoneninsel im Osten von Java erwähnt, wo die Frauen, wenn der Südwind weht, sich entkleiden und vom Winde konzipieren, aber nur Mädchen gebären (Pelliot, *BEFEO* IV, 1904, p. 302; Hirth und Rockhill, *Chau Ju-kua* p. 151). Brunnen- und Windmotiv vereinigt erscheinen im *San ts'ai t'u hui*. Ebenso erzählt Qazwini von einer Fraueninsel im Chinesischen Meere, wo die Frauen vom Winde empfangen und nur Mädchen zur Welt bringen, während sie nach anderen vom Genuß einer Baumfrucht schwanger werden (G. Ferrand, *Textes relatifs à l'Extrême-Orient* p. 311). Sodann findet sich diese Form der Legende bei Japanern und Ainu (B. H. Chamberlain, *Language, Mythology etc. of Japan viewed in the Light of Aino Studies* p. 22; B. Piłsudski, *Materials for the Study of*

the Aino Language and Folklore p. 91, Veröffentlichung der Kais. Akademie von Krakau). Übrigens hat die Sage von der Fraueninsel nichts mit der von Piłsudski mitgeteilten Aino-Legende Nr. 5 zu tun, wie er meint, noch ist die von ihm vorgetragene medizinisch-pathologische Erklärung auf letztere anwendbar; es handelt sich hier vielmehr um eine ainu-giljakische Entlehnung eines nordwestamerikanischen Mythos, den schon F. Boas (*Indianische Sagen von der Nord-Pazifischen Küste Amerikas* p. 24, 66) behandelt hat und der unter dem Titel *vagina dentata* den Amerikanisten in vielen Varianten bekannt ist. F. de Mély (*Revue archéol.* III, 1897, p. 372) hat wohl mit Recht bemerkt, daß die Vorstellung von der Konzeption durch den Wind in der chinesischen Tradition auf den Einfluß griechischer Sage zurückzuführen ist; dasselbe gilt wohl auch von dem Brunnenmotiv. In dem bereits erwähnten *Nan schi* (Kap. 79, p. 4) finden wir nun die Hundemenschen unmittelbar an die Amazonensage angeschlossen, die der berühmte Śramaṇa Hwei Schên wieder in Umlauf setzte. Wie bekannt, soll derselbe im Jahre 499 nach China zurückgekehrt sein und einen Bericht über das fabelhafte Land Fu-sang erstattet haben, der zu der sensationellen Hypothese einer chinesisch-buddhistischen Entdeckung Amerikas Veranlassung gegeben hat (s. zuletzt T'oung Pao 1915, p. 198). Hwei Schên war nichts anderes als ein literarischer Betrüger, wie sie zu jener Zeit in China blühten, der längst bestehende Traditionen zusammenschweißte und durch nicht einmal sehr geistreiche Umformungen und Umdeutungen einen ethnographischen Roman zusammenbraute, den nur mit gleicher Phantasie begabte Geister für bare Münze hinnehmen konnten. Der Text des *Nan schi* lautet folgendermaßen: „Über tausend Meilen (*li*) östlich von Fu-sang liegt das Frauenreich. Diese Weiber haben regelmäßige Körperformen und eine weiße Hautfarbe, doch ihr ganzer Körper ist mit Haaren bewachsen, und ihre Kopphaare sind so lang, daß sie auf die Erde herabfallen. Im zweiten oder dritten Monat baden sie in einem Flusse und werden davon schwanger; im sechsten oder siebenten Monat gebären sie Kinder. Diese Weiber haben keine Brustwarzen, sondern Haare hinten am Nacken; die weißen Haare enthalten eine Flüssigkeit, mit der sie ihre Kinder säugen. Hundert Tage nach der Geburt können die Kinder gehen, so daß sie im

dritten oder vierten Jahre erwachsen sein dürften. Beim Anblick von Männern ergreifen sie entsetzt die Flucht, denn sie verabscheuen jeden männlichen Verkehr. Wie wilde Tiere leben sie von salzhaltigen Pflanzen (Genus *Salsola*), deren Blätter denen der Pflanze *sie hao* (*Seseli libanotis*; G. A. Stuart, *Chinese Materia Medica* p. 405) gleichen, die angenehm duften, aber salzig von Geschmack sind. Im sechsten Jahre der Periode T'ien-kien (507 n. Chr.) der Liang-Dynastie war ein Mann von Tsin-ngan (in Ts'üan-chou, Provinz Fu-kien), der das Meer durchfuhr und von einem Sturm auf eine Insel verschlagen wurde. Als er seinen Fuß ans Land setzte, traf er auf die Bewohner, unter denen Frauen und Männer sich scharf unterschieden: nur die Frauen glichen denen von China, redeten aber eine unverständliche Sprache. Die Männer besaßen einen menschlichen Körper, dagegen den Kopf eines Hundes, und ihre Stimme tönte wie Hundegebell. Kleine Bohnen bildeten ihre Nahrung, und ihre Kleidung schien aus Zeug gemacht zu sein. Aus gestampfter Erde waren die Wände ihrer Wohnungen verfertigt, die in Kreisform erbaut waren mit höhlenartigem Eingang.“ Hier haben wir also dieselbe klare Scheidung zwischen menschlich geformten Frauen und hundeköpfigen Männern innerhalb einer sozialen Gemeinschaft wie bei Adam von Bremen. Diese auffallende Übereinstimmung kann nicht auf Rechnung eines blinden Ungefährs gesetzt, sondern sie kann nur so erklärt werden, daß der europäische und chinesische Chronist aus einer gemeinsamen Quelle geschöpft haben, und dies wird eine aus dem Alexanderroman geflossene oder damit in Verbindung stehende hellenistisch-orientalische Quelle gewesen sein.

In dieser Form ist die Sage den Chinesen bis ins dreizehnte Jahrhundert lebendig geblieben, denn der armenische König Haithon erzählt, daß es jenseits von Khatai ein Land gebe, wo die Frauen menschliche Form haben und mit Vernunft begabt sind, wo dagegen die Männer die Gestalt von Hunden haben, vernunftlos, groß und behaart sind. Diese Hunde erlauben niemandem, ihr Gebiet zu betreten; sie liegen der Jagd ob und nähren sich wie die Frauen von dem erbeuteten Wilde (vgl. Ktesias). Die Knaben, die aus der Verbindung dieser Hunde mit den Frauen entstehen, gleichen Hunden, die Mädchen aber Frauen<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Vgl. Klaproth, *Aperçu des entreprises des Mongols en Géorgie et en Arménie* (Nouveau J. A., Vol. XII, 1833, p. 287, wo Klaproth auf die-

Daß das Volk der Hundsköpfe auch der lamaischen Geschichtsschreibung bekannt ist, ersehen wir aus Huths Geschichte des Buddhismus in der Mongolei (II, p. 33). Hier werden sie mit den Amazonen Tsug-te und den Wundermenschen mit einem Auge auf der Brust aufgezählt. Die letzteren stammen gleichfalls aus dem Alexanderroman: „Von da kamen wir an einen Ort, wo Menschen ohne Kopf waren. Sie hatten Augen und Mund auf der Brust und sprachen nach Menschenart, waren zottig, in Felle gekleidet, Fischesser“ (A. Ausfeld, *Der griechische Alexanderroman* p. 83).

Im dritten Jahrhundert v. Chr., unter der Regierung des Kaisers Ts'in Schi, lesen wir zum ersten Male in den chinesischen Annalen von Drei Inseln der Seligen, P'êng-lai, Fang-chang und Ying-chou, im östlichen Ozean als dem Aufenthalt der Unsterblichen, wo Vierfüßler und Vögel weiß, Paläste und Tore aus Gold und Silber sein und vor allem ein Kraut wachsen sollte, das den Tod verhindert und ewiges Leben verleiht. Unter den Han-Kaisern, besonders unter Wu (140—85 v. Chr.), als die Alchemisten am Kaiserhofe großen Einfluß erlangten, nahm der Glaube an die Wirklichkeit dieser Inseln festere Formen an und rang sich zu einer kunstvollen Darstellung in der den Toten gewidmeten Keramik durch (Laufer, *Chinese Pottery* p. 191 ff.). In der legendenhaften taoistischen Literatur werden die Wunder dieser Inseln in breiter Weitschweifigkeit verherrlicht. Schlegel hat auch diese sagenhaften Inseln unter dem Titel 'Les trois îles enchantées' (T'oung Pao, VI, 1895, p. 1—64) vom geographischen Standpunkt beleuchtet und alles Wunderbare nach rationalistischer Methode fein säuberlich gedeutet; unter andern Wundern wird uns hier der Narwal, der nur in den hohen arktischen Meeren lebt, als ein den Chinesen wohl bekanntes Geschöpf aufgetischt (p. 23 f.). Man braucht aber nur E. Rohdes geistreiche Darstellung der hellenischen Vorstellungen von den Inseln der Seligen (*Der griechische Roman* <sup>3</sup>, p. 213 ff.) zu lesen, besonders die „Heilige selbe Sage bei Plano Carpini hinweist und den rezenten Text des San ts'ai t'u hui über das Land der Hunde übersetzt) und E. Dulaurier, *Les Mongols d'après les historiens arméniens* (J. A. 1858, p. 472). In seinen kurzen Notizen zu Marco Polos hundeköpfigen Andamanern verwechselt Yule (*Marco Polo II*, p. 312) zwei ganz verschiedene Dinge, hundeköpfige Menschen und Stammesagen von einem Hundevorfahren. Vgl. auch Rockhill, *Journey of Rubruk* p. 36.

Urkunde“ des Euhemerus, in dessen Gruppe glücklicher Inseln sich drei besonders auszeichneten, um zu der Überzeugung zu gelangen, daß der chinesische Gedankenkreis nichts anderes als ein Reflex griechischer Ideen ist, die durch den hellenistischen Orient und Zentralasien vermittelt wurden. Dem hellenischen Vorbild getreu haben die Chinesen die Wunderinseln und Wundervölker in den östlichen Ozean gelegt, nur daß naturgemäß für sie, was den Hellenen der Indische Ozean war, der Stille Ozean werden mußte. Diese geographische Verschiebung aber, die gleichzeitig mit der Ausdehnung chinesischer Macht im Pazifischen Meere in Verbindung steht, darf uns nicht verhindern an der Erkenntnis der wirklichen historischen Zusammenhänge, die den Hellenismus mit dem Chinesentum verknüpfen. Die reale Grundlage für diese Untersuchungen liefern uns die auf das Land Ta Ts'in, den hellenistischen Orient, bezüglichen Texte der chinesischen Annalen: sie zeigen uns vor allem, daß mit den Handelsartikeln des vorderen Orients und Indiens auch hellenistisch-orientalische Sage nach China eindrang und daß insbesondere die Kenntnis der Edelsteine und ihrer Eigenschaften von dort eingeführtes Gut ist. Die chinesische Mineralogie (von einer solchen kann nur in beschränktem Maße die Rede sein), Alchemie, Astronomie und Astrologie (wie insbesondere F. Boll gezeigt hat) wurzeln im Hellenismus; ebenso aber zahlreiche Fabeln, Wundergeschichten und religiöse Vorstellungen, wie Verfasser in einer Reihe von Einzelstudien zu zeigen hofft. Die gesamte frühe taoistische Literatur mit ihren Mirakeln, Zaubern, Naturwundern, seltsamen Menschen und Monstern ist stark vom Hellenismus angehaucht: nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich ist sie der alexandrinischen Literatur der Wunderbücher, den *θαυμάσια*, *παράδοξα* und *ἰδιόφυη* eng verwandt (F. Susemihl, Geschichte der griechischen Literatur in der Alexandrinerzeit I, p. 463 ff.). Auf dem Gebiete der Mechanik und technischen Erfindungen läßt sich ein gleiches Maß hellenistischer Einflüsse nachweisen: die Glasur der Tongefäße, die allmählich zur Herstellung des Porzellans führte und die dafür notwendige Vorbedingung schuf, ist aus dem vorderen Orient nach China gelangt, ebenso das Glas. Die Mechanik und Ingenieurkunst der Han-Zeit steht völlig im Bann der großen Meister von Alexandria.